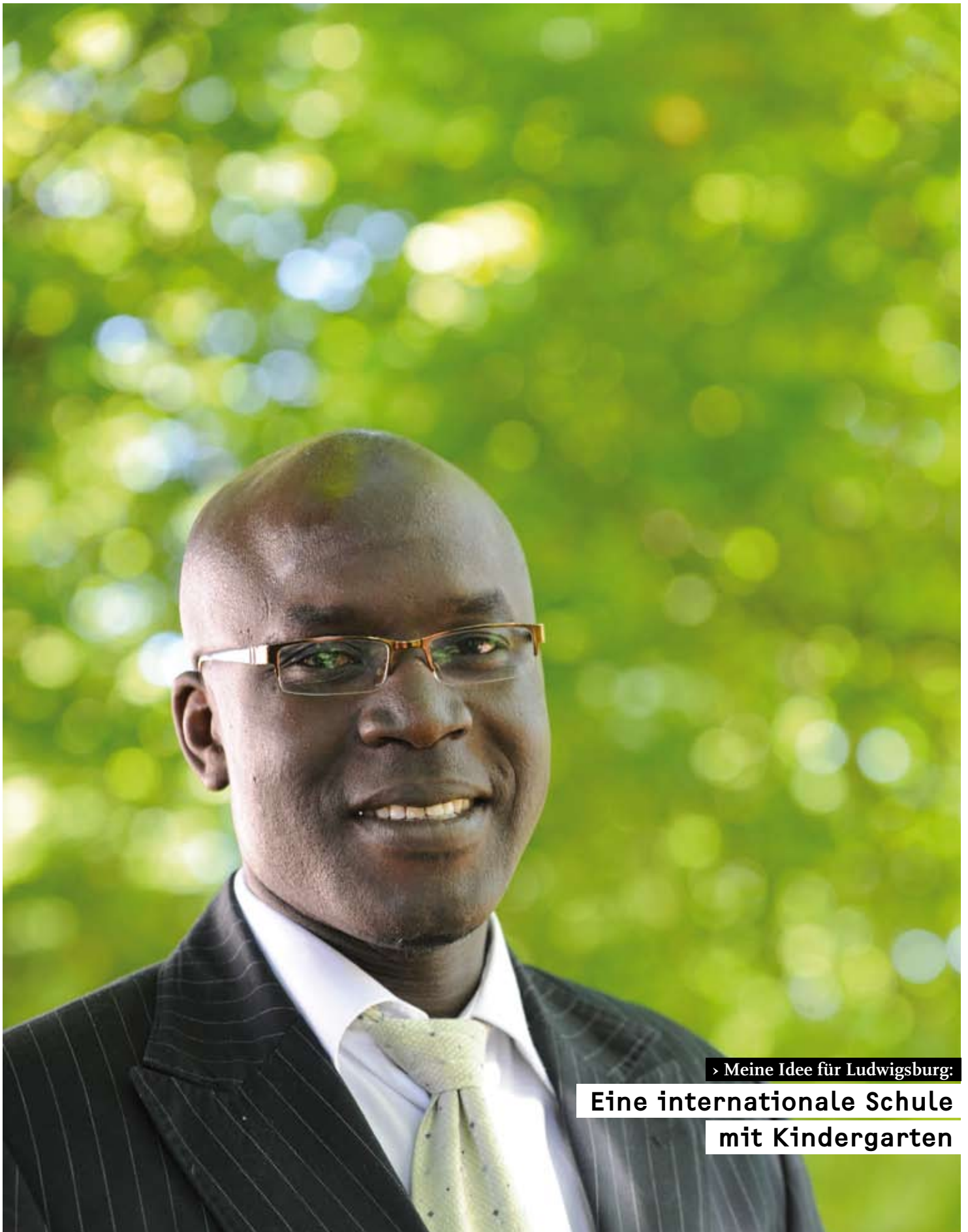


# mensch, Ludwigsburg

Gesichter einer 300 Jahre alten Stadt



› Meine Idee für Ludwigsburg:

**Eine internationale Schule  
mit Kindergarten**

# Saliou Gueye,

## Weltbürger

**E**igentlich sagen die drei Worte alles über Saliou Gueye. Sie hängen hinter seinem Schreibtisch, stammen von Barack Obama und sind um die Welt gegangen: „Yes we can!“ Barack Obama kam aus einfachen Verhältnissen, wurde Präsident der Vereinigten Staaten und versucht Amerika einen neuen Geist einzuhauchen. Saliou Gueye kam aus dem Senegal, wurde Integrationsbeauftragter in Ludwigsburg und durfte jetzt in Berlin den deutschen Bundespräsidenten mitwählen. Auch nicht schlecht. „Manchmal denke ich: Das alles ist schon unglaublich“, sagt Saliou Gueye.

Er hätte sich das nicht träumen lassen, damals in Dakar. Dort ist Saliou Gueye 1968 geboren und mit sechs Geschwistern in behüteten Verhältnissen aufgewachsen. Der Präsident des Senegal hieß Leopold Senghor und war Dichter. Das hat Saliou Gueye inspiriert, Literatur zu studieren. Nebenbei unterrichtete er Afrikaner, die es sich nicht leisten konnten, eine Schule zu besuchen. Das hat ihn geprägt, so sehr, dass in ihm der Wunsch reifte, Entwicklungshelfer im eigenen Land zu werden. Dafür muss der Mensch erst etwas können, sagte ihm der Vater, und so ist Saliou Gueye nach Dortmund gegangen, um Raumplanung zu studieren und Ingenieur zu werden. Danach wollte er zurück in den Senegal. Das eigene Land voranbringen.

Ohne ein Wort Deutsch zu können, landete er 1995 am Frankfurter Flughafen. Saliou Gueye quartierte sich bei einer netten Familie in Bochum ein und lernte und lernte und lernte. Schon morgens saß er mit dem Kopfhörer beim Frühstück. Deutsch für Anfänger. „Guten Morgen. Wie heißen Sie?“ Es war nicht die beste Zeit, um als Schwarzer in Deutschland zu leben. Die Nachrichten berichteten von Diskriminierungen. Der Dortmunder Fußballstar Julio César flog aus einer Disko, weil sich jemand an seiner Hautfarbe gestört hatte. Da hat Saliou Gueye insgeheim zum ersten Mal gedacht, dass Entwicklungshilfe nicht nur im Senegal nötig sei. Weil er nie zu denen gehört hat, die ihren Kopf so lange über dem Teller schütteln, bis ein Haar in die Suppe fällt, blieb der Student in Dortmund. Nebenbei jobbte er als Ausländerreferent der Universität. Manchmal kamen Chinesen in

sein Büro, und rannten gleich wieder hinaus, weil sie dachten, sie hätten sich in der Tür geirrt. Das passiert ihm auch heute noch.

Als er sein Studium mit Auszeichnung bestanden hatte, begab sich Saliou Gueye auf eine Exkursion zu den Grenzen des Erreichbaren. Saliou Gueye wurde Quartiermanager in der Neckarstadt West in Mannheim. Im größten Stadtteil mit 50 Prozent Migrantenteil kümmerte er sich um die Integration von Ausländern. In Mannheim hatten sie alles erwartet, bloß keinen Afrikaner. „Wir werden alles tun, dass sie in wenigen Wochen wieder weg sind“, sagte ihm ein Mannheimer. „Ich lasse mich nicht vertreiben!“, hielt Saliou Gueye dagegen.

Die anfängliche Skepsis wich schon bald der Zuversicht. Wenn Saliou Gueye über Integration redet, dann ist das nicht so, als ob ein Vegetarier über Kalbsleberwurst spricht. Das merkten die Leute. „Wunderschöne drei Jahre“ sind es am Ende in Mannheim geworden.

2007 ist er mit seiner Frau und der kleinen Tochter Penda nach Ludwigsburg gekommen. Neuer Job in einer Stadt, in der 30 Prozent der Einwohner einen Migrationshintergrund haben. Mit offenen Armen sei er hier empfangen worden, sagt er. „Wenn ich das mit den neunziger Jahren vergleiche, hat sich in Deutschland vieles zum Positiven verändert.“

Auch in Ludwigsburg klopft zwar hin und wieder jemand an die Tür des Integrationsbeauftragten, und bittet dann um Entschuldigung wegen der Verwechslung. Doch immer öfter hat Saliou Gueye in der Stadt das Gefühl, als hätte er „keine Hautfarbe mehr“. Dabei hatten sie ihn noch gewarnt, damals in Mannheim. „O Gott, die Schwaben“, hieß

es. Saliou Gueye hat es nicht so mit Vorurteilen und sieht sich in seiner Ansicht bestätigt. „Die Schwaben sind gar nicht so komisch.“ Nur als seine Assistentin neulich im Zimmer stand und sagte: „Sodele, jetzettel!“, da war Saliou Gueye für einen Moment unsicher, ob er sich wirklich hinreichend auf die neue Aufgabe vorbereitet hat.

Allzu viel Zeit bleibt ihm nicht fürs Studium der landsmannschaftlichen Besonderheiten. Zwischen Integrationsbeirat, Dialog der Religionen und Afrikatag klingelt in seinem Büro immer wieder das Telefon. Es hat seinen Platz neben einem Gemälde von Martin Luther King, unter dem steht: „I have a dream.“

Saliou Gueye lebt diesen Traum in der Gegenwart. Als ein Anrufer seine E-Mail-Adresse nicht gleich versteht, sagt er in akzentfreiem Hochdeutsch: „S wie Siegfried.“ Einem anderen erklärt er wortreich: „Es ist wichtig, dass wir die Vielfalt der Kulturen sichtbar machen.“

Am Wochenende geht Saliou Gueye gerne mit seiner Tochter auf die Bärenwiese. Manchmal trommelt er ein bisschen, manchmal spielen sie einfach nur zusammen. Neulich kam ein Mädchen mit ihrer Mutter und zeigte auf ihn. „Das ist der Papa von der Penda“, sagte sie. Nicht der schwarze Mann, nicht der Fremde, einfach nur „der Papa von der Penda“.

Saliou Gueye ist gerne in der Stadt. Er nennt sie „eine der schönsten, in der ich je gewesen bin.“ Das darf als Kompliment gelten, denn der Afrikaner ist in der Welt herumgekommen. Seine Brüder leben in Amerika, Frankreich und Kanada. Heimat ist für Saliou Gueye der Ort, an dem er sich wohl fühlt. Der Senegal, Deutschland. „Dort, wo ich lebe, möchte ich die Dinge voranbringen“, sagt er. „Und jetzt lebe ich eben gerade hier in Ludwigsburg.“

Auch in Berlin ist er vor einiger Zeit gewesen, um den Bundespräsidenten mitzuwählen. Die Grünen, denen er nicht angehört, hatten ihn als einen von neun Delegierten benannt. „Ein Wahnsinn“, sagt er. So saß er am 23. Mai des Jahres 2009 im Reichstag und durfte dort mitbestimmen, wer der höchste Repräsentant Deutschlands wird. Wie ein Exot habe er sich dabei nicht gefühlt, erzählt er, sondern integriert. Sogar die Bundeskanzlerin plauderte kurz mit ihm. „Wie fühlen Sie sich in Ludwigsburg?“, wollte sie wissen. „Eine tolle Stadt“, antwortete er. „Ich bin dort so herzlich empfangen worden wie hier im Reichstag.“





> Meine Idee für Ludwigsburg:

**Ein Campingplatz**

**mit Steganlage**

**am Neckar**

# Harald Hübich,

## Neckarkapitän

An einem schönen Tag wie diesem riecht die Luft am Fluss nach Sommer. Wellen tanzen vor dem Schiffsbug, eine leichte Brise weht durchs Haar. Harald Hübich liebt solche Tage. Sie sind ein bisschen wie Urlaub.

Man muss dafür nicht ans Meer nach Saint Tropez fahren, der Neckar in Poppenweiler tut es auch. Harald Hübich hat hier seine Segel- und Motorsportschule. Seit zwanzig Jahren bildet er im ehemaligen Wasserwerk Freizeitkapitäne vom schwäbischen Festland aus, auf dass die bleichen Landratten nicht gleich bei ihrer ersten Fahrt Kiel oben treiben.

Hübich hat den Knoten raus. Den Webeleinstek und den Schotsteg kann er im Schlaf. Das verlangt er auch von seinen Schülern. Fast 4000 Wassersportler aus der ganzen Region hat er im Laufe der Jahre geschult. Hübich ist ein strenger Lehrer. Wer den Schein will, der zur Fahrt auf dem Meer berechtigt, muss sich auskennen mit Zirkel, Seekarte und Kompass. Sicherheit geht vor bei Hübich. Seit Jahren kämpft er beim Bundesverkehrsministerium dafür, dass nicht Hinz und Kunz eine Motorbootschule eröffnen dürfen, sondern eine fundierte seemännische Ausbildung vorgeschrieben wird.

48,8 Grad Nord, 9,2 Grad Ost. Kapitän Hübich sitzt in seinem Schulungsraum in Ludwigsburg-Poppenweiler. Draußen zieht der Neckar friedlich dahin, drinnen erzählt der Hausherr von der Welt auf dem Wasser, die ihm lange nicht zugänglich war. In Botnang, wo er 1952 geboren ist, lag es nicht unbedingt nahe, sich mit Seezeichen, Leuchtfeuern und Ankerleinen zu befassen. Hübich wurde folglich nicht Kapitän, sondern Servicetechniker bei der Telekom.

Als sein Onkel Alfred 1980 eine kleine Segeljolle loshaben wollte, hat sich Hübich das Ding aufs Auto gespannt und ist mit seiner Frau und den beiden Kindern nach Jugoslawien gefahren. Seine ersten Ausflüge auf See ließen in ihm die Erkenntnis reifen, dass erstens sein Boot zu win-

zig für die Familie und zweitens sein Wissen zu klein fürs große Meer ist. Da hat Hübich seine Sunflower kurzerhand am schwarzen Brett des Campingplatzes ausgeschrieben und an einen unbedarften Urlauber verkauft, der recht gut genährt war und mit seiner korpulenten Frau und den Sprösslingen auf der ersten Tour beinahe abgesoffen wäre.

Als Hübich nach Hause kam, hatte es ihn gepackt. Um das Abenteuer Segeln unbeschadet zu bestehen, machte er sogleich am Ammersee einen Kurs und den entsprechenden Schein.

Dass sich der Neue dabei so gut anstellen würde, dass ihn die Kollegen der Akademischen Segelvereinigung Stuttgart auf Anhieb ins Ausbildungsteam aufnehmen, war nicht vorherzusehen. Fünf Jahre hat der Telekom-Mann in seiner Freizeit am Ammersee die Kunst des Segelns gelehrt, ehe er einen anderen Kurs steuerte.

1989 gründete der Kapitän seine eigene Schule, die er nebenberuflich führte und für die er selbst büffeln musste. Beim Topsegler Klaus Enzmann ließ sich Hübich zum Segellehrer und Schulleiter ausbilden.

Lange her ist das. Inzwischen ist Hübich im Vorruhestand und widmet sich fast ausschließlich dem Seglernachwuchs und den Sportbootführerschein-Anwärtern, die sich für den Sommer vorgenommen haben, die Häfen in Sirmione und Monaco von seewärts anzufahren.

Sieben Lehrer unterstützen den Chef, einer von ihnen hat früher die größten Tanker der Welt über die Ozeane gesteuert. Weil der Apfel bekanntlich nicht weit vom Stamm fällt, ist Hübichs Sohn Steffen, der gerne und oft in der Poppenweiler Segelschule mitgearbeitet hat, inzwischen als Leiter des Bereichs Grenzverkehr und Sportschiffahrt beim ADAC in München gelandet. Auch der Enkel Lukas fühlt sich vom

Wasser angezogen. Wenn Opa Harald mit dem Schulschiff hinunter nach Lauffen schippert, ist der Bub meistens dabei.

Der Neckar hat es Hübich angetan. Neulich hat er für den ADAC-Verlag die Häfen und Marinas zwischen Plochingen und Heidelberg begutachtet und sich mit den örtlichen Wassersportclubs ausgetauscht. „Wir haben unglaublich viel zu bieten auf dem Neckar“, sagt der Kapitän. „Nur leider haben das die meisten Städte in der Region noch nicht erkannt.“

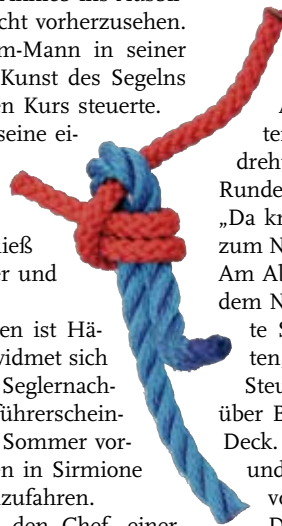
Wer wisse schon, dass man mit dem Hausboot bequem in Neckarrems anlegen kann und von dort direkt mit dem Bus bis nach Ludwigsburg kommt. „Die Stadt ist klasse“, sagt Hübich. „Und die Leute, die mit dem Boot kommen, gehen gerne essen und geben dort ihr Geld aus.“

Als Seebär hat Hübich nichts gegen festen Boden unter den Füßen. Fast jeden Tag dreht er als Blüba-Dauerkartenbesitzer seine Runde zwischen Favoritepark, Schloss und City. „Da kriege ich den Kopf frei.“ Danach geht es zum Neckar, ohne den er nicht denkbar ist.

Am Abend gibt der Chef wieder Fahrkurse auf dem Neckar. Wie immer wirft er die gefürchtete Schwimmstange in die erdbraunen Fluten, während die schwitzenden Novizen am Steuer den vorgegebenen Kurs halten. „Mann über Bord, an Backbord!“, hallt es dann übers Deck. Kuppelt der Steuermann nicht sofort aus und bugsiert das Heck des Motorboots weg von der Stange, wäre er durchgefallen.

Die Regeln sind streng, Harald Hübich ist strenger. Er bereitet die Binnenländer nicht nur auf ihre Prüfung vor, sondern auch auf die rauhe See, die ihre eigenen Manöver fährt.

In den Ferien ist auch sein Enkel dabei. „Ich will eigentlich Fußballprofi werden“, hat Lukas unlängst zu seinem Großvater gesagt. „Wenn es nicht klappt, übernehm’ ich halt deine Schule und fahr’ Boot auf dem Neckar.“





› Meine Idee für Ludwigsburg:

**Dass die Leute  
so bleiben,  
wie sie sind**

# Margarete Meeß,

ü 100

**E**s dauert seine Zeit, bis man zu ihr vorgedrungen ist, aber es lohnt sich. Sie kann von Dingen erzählen, die so lange zurückliegen, dass es nur wenige gibt, deren Erinnerung daran noch wach ist. Jeder vierte Deutsche ist heute über 60. Margarete Meeß ist über 100.

Als sie am 22. September 1908 geboren wurde, regierte Wilhelm II. das Land – der letzte deutsche Kaiser. Die Zeitungen hatten an jenem Tag nicht viel zu berichten. Das deutsche Kolonialamt sperrt die Lüderitzbucht in Deutsch-Südwestafrika wegen der dortigen Diamantenfunde. Mehltau führt in der französischen Champagne zu katastrophalen Ernteeinbußen.

Als Margarete Meeß am 22. September 1958 ihren fünfzigsten Geburtstag feiert, wird das aufblühende Deutschland von Konrad Adenauer regiert. Wieder ist die Nachrichtenlage nicht sonderlich aufregend. Die Zeitungen berichten, dass die diplomatischen Beziehungen zwischen den USA und der Sowjetunion an einem neuen Tiefpunkt angelangt sind. Im deutschen Fernsehen wird erstmals mit Hilfe eines Phantombildes nach einem Verbrecher gefahndet.

Als Margarete Meeß am 22. September 2008 ihren hundertsten Geburtstag feiert, wird die Republik von einer großen Koalition unter der Kanzlerin Angela Merkel regiert. Die Zeitungen berichten von einem in Somalia entführten Deutschen, der befreit werden konnte. In China melden die Behörden mehr als 50 000 Fälle von Erkrankungen durch chemisch verseuchte Milchprodukte für Säuglinge. Fast 13 000 Babys liegen in Krankenhäusern.

„So viele Geschichten in einem Leben“, sagt Margarete Meeß. Sie sitzt im Geschwister-Cluss-Heim einen Steinwurf vom Ludwigsburger Schloss entfernt und redet über eine zufriedene Frau. „Ich hatte Glück im Leben, Glück mit meiner Familie und Glück mit der Stadt, in der ich am Ende meines Lebens gelandet bin.“

Geboren ist Margarete Meeß weit weg von Ludwigsburg, in Marienwerder, einer Stadt in Westpreußen, gelegen am Flüsschen Liebe. Heute gehört die Stadt nach Polen und heißt Kwidzyn.

Es waren nicht nur gute Zeiten, die ihre Jugend geprägt haben. Im Alter von zehn Jahren wurde sie Halbwaise. Der Vater kehrte nicht aus dem Ersten Weltkrieg zurück. Er war auf einer Brücke in die Luft geflogen.

Nach der Schule heiratete Margarete einen Burschen mit guten Manieren. Er hieß Walter Meeß und hatte ein kleines Fahrradgeschäft, in dem es auch Melkzeug gab. Margarete Meeß bekam drei Kinder und kümmerte sich ums Haus. Bald trübte sich der Himmel über Westpreußen. Deutschland zog erneut in den Krieg und wieder blieb einer aus der Familie auf dem Schlachtfeld. Diesmal war es ihr Bruder.

Auch ihr Mann musste einrücken. Walter Meeß wurde als Soldat von den Briten gefangen genommen. Als der Krieg zu Ende war, holte er seine Frau und die Kinder, die vor den Russen geflohen waren, zu sich nach Cuxhafen. Von dort kamen sie über das Umsiedlungsprogramm ins Schwarzwald-Städtchen Altensteig. Sie fingen neu an und betrieben ein florierendes Geschäft, in dem sie Mopeds verkauften. Irgendwann hatten die Leute genug von Mopeds und leisteten sich Autos. 1968 ging Margarete mit ihrem Mann nach einem arbeitsreichen Leben in den Ruhestand, verkaufte alles und zog nach Neckarweihingen. Sie hatten Ludwigsburg eher zufällig kennen gelernt und sich spontan verliebt in die Stadt. Hier die belebte City und dort als Kontrast die idyllischen Weinberge über dem Neckartal – das war's. Hier wollten sie wohnen.

Manchmal kamen die Töchter zu Besuch, die beide nach Amerika ausgewandert sind. Öfter ließ sich Sohn Ulrich blicken, der in Karlsruhe lebt. Mit ihrem Mann Walter ist Margarete Meeß gerne mit dem Bus in die Stadt gefahren, um einen Kaffee zu trinken. Danach haben sie gebummelt und die Schaufenster angeschaut. Die Jahreskarte fürs Blühende Barock war Pflicht. „Ludwigsburg ist eine sympathische Stadt“, sagt Margarete Meeß. Sie hat es genossen, mit ihrem Walter endlich tun zu können, wonach ihnen der Sinn steht.

1986 war die gemeinsame Zeit zu Ende: Walter Meeß starb. „Er war ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle“, sagt sie. Mehr als zehn Jahre hat die Witwe alleine in ihrer Wohnung gelebt. Die Nachbarn seien immer für sie da gewesen. So lange, bis es nicht mehr ging. Seit 2001 ist Margarete Meeß im Altersheim. „Ich habe es gut hier“, sagt sie. „Ich brauche kein Hörgerät und auch keine Brille, und auch die Beine machen noch mit. Das ist in meinem Alter ein Gedicht.“ Ihr Sohn Ulrich glaubt, dass es an den Genen liegt. Großmutter Elisabeth wurde 101. Ihre Tochter Margarete habe beste Chancen, sie noch zu überholen. „Die ist wirklich fit. Wenn ich anrufe, ist sie meistens irgendwo im Haus unterwegs.“ Der Sohn kann es manchmal kaum glauben. „Die läuft und läuft und läuft.“ Der alten Dame komme er kaum hinterher. Ulrich Meeß ist auch schon 75 und hat mit seiner Frau gerade die goldene Hochzeit gefeiert.

Acht Enkel, zwölf Urenkel und sechs Ururenkel hat Margarete Meeß. Manchmal schauen sie bei der alten Dame vorbei. Sie selbst kommt nicht mehr raus und kann nicht mehr ins Städtle. Sie hält es deshalb notgedrungen mit dem Dichter Jean Paul: „Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können.“ Gelegentlich schlendert sie in Gedanken über den barocken Marktplatz und plaudert wie früher mit den Passanten. „Wenn man zu den Ludwigsburgern nett ist“, sagt sie, „dann sind sie auch nett.“

Ein Rezept, wie man so alt wird, hat sie nicht. „Gott muss mich wohl einfach sehr lieb haben.“ Fruchtsäfte hat sie reichlich getrunken, ein bisschen Gymnastik gemacht und sich bei alledem nicht weiter mit dem Alter befasst. „Es ist nie zu spät, sich jünger zu fühlen“, findet sie. Mehr als hundert Jahre alt ist Margarete Meeß, und nur ein kleines bisschen müde. „Irgendwann werde ich gehen“, sagt sie zum Abschied. „Dann treffe ich meinen Mann. Der wartet schon lange genug.“

